

Daniel Pennac
Schulkummer

Aus dem Französischen
von Eveline Passet

Kiepenheuer & Witsch

Die Übersetzung wurde in Abstimmung mit dem Autor für die deutschen Leser adaptiert.

Einzelne Begriffe werden zur Erleichterung des Verständnisses in einem alphabetischen Glossar am Ende des Buches erklärt.

1. Auflage 2010

Titel der Originalausgabe: *Chagrin d'école*

Copyright © Editions Gallimard, 2007

All rights reserved

Aus dem Französischen von Eveline Passet

© 2009, 2010 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Fotolia/Leah-Anne Thompson

Gesetzt aus der Palatino

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04252-8

Inhalt

- I Die Mülltonne von Djibouti 9
 - II Werden 43
 - III Es oder Das Präsens der
Verkörperung 103
 - IV Du machst das mit
Absicht 173
 - V Maximilien oder Der ideale
Schuldige 197
 - VI Was Lieben heißt 235
- Danksagung 281
Glossar 283

Für meine deutsche Übersetzerin

Es ist gut, den Begriff *cancre* im Deutschen beibehalten zu haben. Dieses seit dem 14. Jahrhundert im Französischen belegte Wort bedeutete zunächst nur »Krebs«, »Krabbe«. Dass es seit dem 17. Jahrhundert auch den Schüler bezeichnet, der die Schule nicht schafft, ist überaus beredt, denn der *Cancre* ist ein Kind, das aus verschiedenerlei Gründen die Schule *nicht geradlinig* durchläuft, sondern – wie der Krebs – sich immer wieder seitwärts bewegt und äußerst langsam vorankommt. Dabei ist der *Cancre* nicht einfach ein »schlechter Schüler«, wie die zweisprachigen Wörterbücher es verzeichnen, sondern ein Kind, *das vom Cancre-Sein befallen ist* wie von einer Krankheit – was noch einmal auf die Etymologie des Wortes verweist, geht *cancre* doch zurück auf das lateinische *cancer*, »Krebs« im Sinne von »bösartige Geschwulst«. Von dieser Krankheit – deren Ursachen vielfältig sind und in deren *Folge* erst ein Kind zu einem schlechten Schüler wird – müssen wir Lehrer den Betroffenen unbedingt heilen, andernfalls beginnt die Geschwulst zu wuchern und stirbt der *Cancre* zuletzt den sozialen Tod.

Anders gesagt, *cancre* mit »schlechter Schüler« zu übersetzen wäre ungenügend, ja irreführend, denn mit diesem Begriff würde etwas, das Folge ist, als Ursache dargestellt. Der Fehler wäre umso größer, als der Ausdruck »schlechter Schüler« undurchlässig ist für das, was der Begriff *cancre* in sich aufgenommen hat und abstrahlt: nämlich den Schmerz. Weshalb mein Buch auch diesen Titel haben könnte: *Der Schmerz des Cancre*.

Daniel Pennac

Für Minne, und wie!

*Für Fanchon Delfosse, Pierre Arènes,
José Rivaux, Philippe Bonneu,
Ali Mehidi, Françoise Dousset und
Nicole Harlé, großartige Retter
von Kindern.*

*Und im Andenken an Jean Rolin,
der nie den Cancre aufgab, der ich war.*

I Die Mülltonne von Djibouti

*Statistik weiß, wie es um uns steht,
aber nicht, dass einer untergeht.*

Beginnen wir mit dem Epilog: mit meiner beinahe hundertjährigen Mama, die sich einen Film über einen Autor anschaut, den sie gut kennt. Umgeben von seinen Büchern ist der Autor in seiner Bibliothek in Paris zu sehen, die auch sein Arbeitszimmer ist. Das Fenster geht auf einen Schulhof hinaus. Pausenlärm. Der Zuschauer erfährt, dass der Autor ein Vierteljahrhundert lang Lehrer war und er sich diese an zwei Pausenhöfe grenzende Wohnung ein bisschen wie ein Bahner ausgesucht hat, der seinen Alterssitz über einem Rangierbahnhof wählt. Dann sieht man den Autor in Spanien und Italien, wo er mit seinen Übersetzern diskutiert und mit venezianischen Freunden scherzt, als Nächstes auf dem Hochplateau des Vercors, wo er allein durch die Gebirgsnebel wandert und über seinen Beruf spricht, über Sprache und Stil, über die Struktur von Romanen und fiktionalen Gestalten ... Ein zweites Arbeitszimmer, diesmal mit prächtigem Blick auf die Alpen. In diese Szenen eingeschnitten sind Interviews mit Künstlern, die der Autor bewundert und die wiederum von ihrer Arbeit sprechen: der Filmmacher und Schriftsteller Dai Sijie, der Zeichner Sempé, der Sänger Thomas Fersen und der Maler Jürg Kreienbühl.

Zuletzt wieder Paris: der Autor sitzt jetzt vor seinem Computer. Inmitten von Nachschlagewerken. Seine Leidenschaft, wie er sagt. Der Zuschauer erfährt noch – und damit endet der Film –, dass der Autor in ein solches Nachschlagewerk, den *Robert*, aufgenommen worden ist, unter dem Buchstaben P, P wie Pennac, dass aber sein richtiger Name Pennacchioni lautet, Daniel Pennacchioni.

Mama schaut sich also diesen Film an, neben ihr mein Bruder Bernard, der ihn für sie aufgenommen hat. Sie schaut sich den Film an, von der ersten bis zur letzten Minute, mit unverwandtem Blick, reglos in ihrem Sessel, mucksmäuschenstill, während es draußen Abend wird.

Ende des Films.

Abspann.

Stille.

Dann, während sie sich langsam zu Bernard hindreht:

»Glaubst du, dass er es eines Tages schafft?«

Ich war nämlich ein schlechter Schüler, und davon hat sie sich nie ganz erholt. Heute, da ihr hochbetagtes Bewusstsein sich allmählich von den Gestaden der Gegenwart zurückzieht, um ferne Gedächtnisarchipele zu umspülen, erinnern sie die ersten Riffe, die zum Vorschein kommen, an diese Furcht, die sie während meiner ganzen Schulzeit nicht verlassen hat.

Sie heftet ihren bangen Blick auf mich und fragt langsam:

»Und was machst du so, im Leben?«

Sehr früh schon hielt sie meine Zukunft für so bedroht, dass sie nie ganz ruhig war, was meine Gegenwart betraf. Da es nicht schien, als würde je etwas aus mir, glaubte sie nicht, dass ich mich halten konnte. Ich war und blieb ihr Sorgenkind. Auch wenn sie seit jenem September des Jahres 1969, als ich zum ersten Mal als Lehrer vor einer Klasse stand, wusste, dass ich die Kurve gekriegt hatte, widerstand ihre Sorge in den folgenden Jahrzehnten (also all die Jahre meines Erwachsenenlebens hindurch) doch insgeheim allen »Erfolgsnachweisen«, die ihr meine Anrufe, Briefe, Besuche, die veröffentlichten Bücher, die über mich erscheinenden Zeitungsporträts oder meine Fernsehauftritte lieferten. Weder die Stabilität meiner beruflichen Existenz noch die Anerkennung meiner literarischen Arbeit und auch nicht all die Dinge, die ihr andere über mich erzählten oder die sie in der Presse lesen konnte, vermochten sie ganz zu beruhigen. Sie freute sich natürlich über meine Erfolge, sie sprach mit Freunden darüber, sagte, dass diese Erfolge meinen Vater, der sie nicht mehr

erlebt hat, glücklich gemacht hätten, doch in ihrem Herzen blieb die Unruhe, die der schlechte Schüler der Anfänge hatte darin aufkeimen lassen. So drückte sich ihre mütterliche Liebe aus; wenn ich sie mit den Wonnen aufzog, die mütterliche Besorgtheit einem bereiten können, antwortete sie mit einem wunderbaren Scherz à la Woody Allen:

»Was soll man machen, nicht jede Jüdin wird eines Tages Mutter, aber jede Mutter ist Jüdin.«

Und heute, da meine alte jüdische Mutter nicht mehr ganz in der Gegenwart lebt, liegt diese Sorge wieder in ihrem Blick, wenn sie ihn auf ihren Jüngsten von sechzig Jahren richtet. Eine Sorge, die wohl an Heftigkeit verloren hat, eine gleichsam fossile Furcht, die nur noch die Gewohnheit ihrer selbst ist, aber doch lebendig genug, um Mama, wenn ich fortgehe, ihre Hand auf die meine legen zu lassen und zu fragen:

»Eine Wohnung hast du aber, in Paris?«

Ich war also ein schlechter Schüler. Die ganze Kindheit hindurch verfolgte mich die Schule noch bis in die Abende hinein. Meine Hefte waren voll vom Tadel meiner Lehrer. Wenn ich einmal nicht der Klassenletzte war, dann war ich der Vorletzte (Champagner!). Nicht nur blieben mir zunächst das Rechnen, später die Mathematik verschlossen, ich war auch schwer legasthenisch, außerstande, mir historische Daten oder geografische Namen zu merken, und ebenso unzugänglich für fremde Sprachen, ich galt als faul (nicht gelernte Lektionen, nicht gemachte Aufgaben) und brachte jämmerliche Noten nach Hause, die weder Musik oder Sport noch irgendeine außerschulische Aktivität wettmachen konnte.

»Begreifst du das? *Begreifst* du überhaupt, was ich dir erkläre?«

Ich begriff es nicht. Diese mangelnde Auffassungsgabe reichte so weit ins Dunkel meiner Kindheit zurück, dass in meiner Familie eine Legende entstanden war, wann alles begonnen hatte: mit dem Alphabet. Immer wieder wurde erzählt, es habe ein volles Jahr gedauert, bis ich den Buchstaben *a* behalten hätte. Das *A*, die Sache eines Jahres. Die Wüste meines Nichtwissens begann auf der unüberschreitbaren Schwelle zum *B*.

»Keine Panik, in sechszwanzig Jahren beherrscht er das Alphabet tadellos.«

So witzelte mein Vater, um seine eigenen Befürchtungen zu zerstreuen. Jahre später, als ich bei einem meiner Anläufe zum Abitur, das mir einfach nicht glücken wollte, die Terminale wiederholte, sagte er:

»Mach dir keine Sorgen, mit der Zeit eignet man sich selbst bei den Abiturprüfungen bestimmte Automatismen an ...«

Oder im September 1968, als ich endlich meinen Studienabschluss hatte:

»Wenn es dafür einer Revolution bedurfte, müssen wir uns dann für die Agrégation auf einen Weltkrieg einstellen?«

Hinter diesen Äußerungen steckte keine besondere Boshaftigkeit. Sie waren unsere verschworenen Augenblicke. Mein Vater und ich, wir haben uns ziemlich bald fürs Lachen entschieden.

Aber zurück zu meinen Anfängen. Jüngster von vier Geschwistern, war ich ein Sonderfall. Meine Eltern hatten bei meinen Brüdern nicht üben können, deren Schulbahn zwar nicht glänzend, aber doch glatt vonstattengehend.

Ich dagegen war ein Gegenstand der Verwunderung, und zwar der permanenten, denn die Jahre gingen ins Land, ohne dass sich an meinem Schulschwachsinn etwas änderte. »Es verschlägt mir die Sprache«, »Ich kann es nicht fassen« sind meinem Ohr vertraute Äußerungen zweier Erwachsener, in deren Augen ich sehen konnte, wie sich ungläubiges Staunen über meine mangelnde Auffassungsgabe ausbreitete.

Offenbar begriffen alle die Dinge schneller als ich.

»Du bist wirklich schwer von Kapee!«

Eines Nachmittags während meines Abiturjahres (während eines meiner Abiturjahre) gab mein Vater mir in unserem Bibliothekszimmer Nachhilfe in Trigonometrie, als unser Hund sich in das Bett schlich, das hinter uns stand. Er wurde ertappt und scharf des Bettes verwiesen:

»Raus, Hund, ab auf deinen Sessel!«

Fünf Minuten später lag er wieder drin. Er war allerdings so klug gewesen, die alte Decke herbeizuschleifen,

die über seinem Sessel lag, und sich auf ihr auszustrecken. Allgemeine Bewunderung, versteht sich – berechtigterweise: Dass ein Tier ein Verbot mit dem abstrakten Begriff von Sauberkeit zusammenbringen und daraus ableiten konnte, es müsse sein Lager bereiten, wer sich ins gemachte Bett legen will, Hut ab, das war eine echte *Denkleistung!* Über diesen Vorfall wurde in unserer Familie noch jahrzehntelang gesprochen. Ich persönlich zog daraus die Lehre, dass selbst der Hund des Hauses schneller schaltete als ich. Ich glaube, ich flüsterte ihm sogar ins Ohr:

»Morgen gehst *du* in die Schule, du Arschkriecher.«

Zwei schon nicht mehr ganz junge Männer gehen am Ufer des Flusses ihrer Kindheit, am Loup, spazieren. Zwei Brüder. Mein Bruder Bernard und ich. Es ist ein halbes Jahrhundert her, da badeten sie in dem klaren Gewässer dieses Flusses. Sie schwammen zwischen Döbeln umher, die vom Krakeelen der Jungen nicht verschreckt wurden. Die Nähe der Fische gab den beiden das Gefühl, dieses Glück werde ewig fortbestehen. Der Fluss schlängelte sich zwischen Felsgestein dahin. Wenn die beiden Brüder ihm Richtung Meer folgten, mal von der Strömung getragen, mal über den Fels kraxelnd, verloren sie sich bisweilen aus den Augen. Um sich wiederzufinden, hatten sie gelernt, durch die Finger zu pfeifen. Lange gellende Pfiffe, die von den Gesteinswänden zurückgeworfen wurden.

Heute ist der Wasserspiegel gesunken, die Fische sind verschwunden, dümpelnder, sämiger Schaum zeugt vom Sieg der Tenside über die Natur. Aus unserer Kindheit hat nur der Zikadengesang und die harzige Sonnenhitze überdauert. Auch können wir noch immer durch die Finger pfeifen; wir haben uns nie aus den Ohren verloren.

Ich erzähle Bernard von meinem Plan, ein Buch über die Schule zu schreiben; nicht über die Schule, die sich in der sich verändernden Gesellschaft verändert, so wie dieser Fluss sich verändert hat, sondern vielmehr über das, was im Innern dieses unablässigen Umbruchs vom Wandel unberührt bleibt, was unverändert fortbesteht und wovon ich nie jemanden reden höre: über das Leid, das der schlechte Schüler, seine Eltern und die Lehrer erleben, über das Ineinandergreifen dieses schulischen Kummers.

»Da hast du dir aber viel vorgenommen ... Und wie willst du es anpacken?«

»Indem ich zum Beispiel dich ausquetsche. Welche Erinnerung hast du an mich als Null in ... sagen wir, Mathe?«

Mein Bruder Bernard war der Einzige in der Familie, der mir bei meinen Schularbeiten helfen konnte, ohne dass ich zuzuging wie eine Auster. Wir teilten uns, bis ich in der Cinquième ins Internat kam, das Zimmer.

»In Mathe? Es hat schon mit dem Rechnen angefangen, weißt du! Einmal, als du vor einer Bruchrechenaufgabe saßest, habe ich dich gefragt, was man mit einem Bruch macht. Du hast automatisch geantwortet: »Auf den gemeinsamen Nenner bringen.« Es gab nur einen Bruch, also nur einen Nenner, aber du hast dich darauf versteift: »Nen Bruch muss man auf den gemeinsamen Nenner bringen!« Ich noch einmal: »Denk doch ein bisschen nach, Daniel, du hast hier nur *einen* Bruch vor dir, also gibt es auch nur *einen* Nenner.« Da bist du ausgeflippt: »Aber der Lehrer hat das gesagt: Brüche muss man auf den gemeinsamen Nenner bringen!«

Mit heiterem Lächeln setzen die beiden Männer ihren Spaziergang fort. All das liegt in weiter Ferne. Einer der beiden war fünfundzwanzig Jahre lang Lehrer: von rund zweieinhalbtausend Schülern, einige davon »Problemschüler«, »Minderleister«, »Schulversager«, »Lernschwache« oder wie die einschlägigen Fachausdrücke alle lauten. Und beide sind sie Vater. Sie kennen ihn gut, diesen Satz »Der Lehrer hat gesagt ...«. Ja, die Hoffnung, die der Cancre aufs Nachplappern setzt! Die Worte des Lehrers sind nichts als Treibholz, an das sich der schlechte Schüler in einem Meer klammert, dessen Brandung ihn unweigerlich gegen die großen Klippen schleudern wird. Er spricht nach, was der Lehrer gesagt hat. Aber nicht, damit das Ganze Sinn bekommt, damit die Regel in Fleisch und Blut

übergeht, nein, um sich vorübergehend aus der Affäre zu ziehen, damit »der mich in Ruhe lässt«. Oder liebt. Um jeden Preis.

»...«

»Also ein Buch über die Schule? Findest du, dass darüber nicht schon genug geschrieben wurde?«

»Nein, kein Buch über Schule! Über die Schule mit großem S schreibt jeder: über ihre gesellschaftliche Rolle, über Ziel und Zweck, wie sie gestern war und wie sie morgen sein wird, über die Lehrpläne ... Nein, mein Buch wird vom Cancre handeln! Von dem *Schmerz, nichts zu begreifen*, und seinen Kollateralschäden.«

»...«

»...«

»Hat es dich so mitgenommen?«

»...«

»...«

»Kannst du mir noch anderes über den Cancre erzählen, der ich war?«

»Du hast dich beklagt, kein Gedächtnis zu haben. Die Sachen, die ich dir abends beibrachte, lösten sich über Nacht in Luft auf. Am andern Morgen hattest du alles vergessen.«

Das stimmt. Ich konnte nichts behalten. Bei mir war Mattscheibe, ich konnte nichts abspeichern, wie man heute sagen würde. Die einfachsten Wörter verloren ihren Gehalt, sobald man von mir verlangte, sie als Wissensgegenstand ins Auge zu fassen. Wenn ich zum Beispiel (aber es ist weit mehr als ein Beispiel – eine sehr genaue Erinnerung) etwas über das Gebirge des Jura lernen sollte, setzte sich dieses kleine zweisilbige Wort auf der Stelle, bis es jeden Bezug zur Franche-Comté, der Uhrenproduktion, den Weinbergen, der Pfeifenherstellung, der Höhenlage, den Kühen, den strengen Wintern, der Schweizer Grenze, den Alpen, sogar dem Bergmassiv selbst verloren hatte. Es

verkörperte nichts mehr. Jura, sagte ich mir, Jura? Jura ... Und ich begann das Wort unablässig zu wiederholen wie ein Kind, das kaut und kaut und nicht schluckt, wiederholt und sich nichts einverleibt, bis jeglicher Geschmack und Sinn sich zersetzt hatte, kauen, wiederholen, Jura, Jura, Juchra, Juchrassa, Juchrassassa, Juchheirassa, Juchhei hurra jura jaja juju rara haha, bis das Wort eine undefinierbare Klangmasse geworden war, ohne die leiseste Restspur von Sinn, ein blubbernder Säuferbrei im teigigen Hirn ... So schläft man über einer Erdkundebuchseite ein.

»Du hast gesagt, dass du die Großbuchstaben verabscheust.«

Ach, die Großbuchstaben, diese entsetzlichen Wachposten! Ich glaubte, dass sie sich zwischen mir und bestimmten Wörtern aufrichteten, um mir den Verkehr mit ihnen zu verbieten. Ein mit Großbuchstabe belegtes Wort fiel häufig sofort dem Vergessen anheim: Aufenthaltsverbot im Reich des Gedächtnisses wegen lähmenden Majuskelbesitzes. Ganz besonders traf es die Eigennamen, Städte, Flüsse, Kriege, Reiche, Dichter, Kunstwerke, Gebäude, Sternbilder. Halt, rief die Majuskel, keinen Fuß über die Grenze dieses Wortes! Es ist viel zu *groß*, als dass du blutiger Depp es dir zu eigen machen dürftest!

Und Bernard flicht, während wir weiterspazieren, ein:

»Ein blutiger Depp, der auf seinen vier Kleinbuchstaben sitzt.«

Die beiden Brüder lachen.

»Und nachher dasselbe mit den Fremdsprachen: Ich konnte mich nicht freimachen von dem Gedanken, dass in ihnen etwas ausgedrückt wurde, was für mich zu groß war.«

»Was dir das Vokabellernen ersparte.«

»Die englischen Wörter verflüchtigten sich so schnell wie die Eigennamen ...«

»...«